

Wien – eine Exkursion in (persönlichen) Erkenntnissen

Selbst schuld, wer abends eine Inszenierung in der Staatsoper besucht und sich dort über den konservativen Habitus und die ungebremste Arroganz ärgert, wenn er stattdessen das Burgtheater hätte haben können.

Warum sieht Herr Jehle Charlie Hübner in der Fußgängerzone und Alina Adele Neuhauser in unserem Viertel und ich schaue immer in die falsche Richtung?

Die Feuertreppe im Dach des Hotels ist der bessere Balkon – beim Ausstieg durchs Fenster und beim Blick in den Hof schlüpft man immerhin stilecht in die literarisch vorgeprägten Fußstapfen von Francie in „Ein Baum wächst in Brooklyn“ – nur der Baum fehlt.

Zwei Liliensträube reichen aus, um die zentralen Bereiche des Kunsthistorischen Museums mit zehntausenden von Kubikmetern durchdringend zu beduften – ergo Obacht vor der Verwendung im häuslichen Bereich.

Der große Schmerz, den man empfindet, wenn man ebendort mit voller Wucht realisiert, dass die Entscheidung, sich mit einem Bild näher zu befassen, zugleich die Entscheidung gegen so viele andere beinhaltet. Sich mehrfach in äußerster Eile durch den Saal mit riesigen Caravaggios zu bewegen und sie keines näheren Blickes würdigen zu können macht sprachlos. Stattdessen: trotzig zwei Caravaggio-Bleistifte im Shop.

Auf Breughels „Turmbau“ sind so viel mehr Figuren, als man sich hätte träumen lassen – keine Reproduktion der Welt und keine noch so ausführliche Besprechung durch Herrn Papenbrock hat einen darauf vorbereiten können.

Das ungläubige Staunen, das einen erfasst, wenn man sich plötzlich leibhaftig einem Raum voller lebensgroßer Habsburger-Portraits von Vélasquez wiederfindet – darunter ausgerechnet die meisterhaften und unendlich berührenden Kinderportraits, die wir zuvor intensiv im Seminar besprochen haben und die sich seither in die Seele gegraben haben. Nun von den Originalen umringt zu stehen, ist sicher einer der nachhaltigsten Eindrücke und macht zugleich tieftraurig.

Heiterkeit beim Mittagsimbiss im KHM: Herr Jehle gibt einen erstklassigen Wiener ab – Intonation und ‚Schmäh‘ sind, zumindest für den Laien, vom Original nicht zu unterscheiden.

Ich mag Klimt immer noch nicht, das heißt: seine Frauenportraits. Aber das ist wohl nicht zum kleinsten Teil einer bereits früh ausgebildeten Antipathie gegen allzu oft reproduzierte, mehrheitskonforme Bilder geschuldet. Und ich sollte das nicht laut sagen: unprofessionell. Aber Klimt ist ja, wie nicht zu leugnen ist, mehr als das. Seine Landschaftsbilder im Leopoldmuseum sind anspruchsvoll in ihrer fast flächenfüllenden Ornamentik, deren Wirkung durch kleine Andeutungen von Tiefenräumlichkeit nur noch gesteigert wird, und sie sind unvermutet pastos. Auch der Beethovenfries ist überaus beeindruckend, malerisch und konzeptionell.

Zuweilen kann es ungeheuer fruchtbringend sein, sich auch bei begrenzter Zeit nicht nur den großen Namen zuzuwenden, sondern sich trotzdem den Werken weniger bekannter Künstler zu öffnen, wenn einem die Qualität spontan ins Auge sticht. Und Erkundungstouren mit jemandem unternehmen zu können, dem es ebenso geht. Wie immer: Danke, Niclas!

Und um das Thema weiterzuverfolgen: Unnachahmlich und sprechend der prospektive Satz: „Dazu kommen wir gleich noch“ in der ergänzenden Unterfütterung eines anderen Referats. Ich glaube, wir alle wissen es wertzuschätzen, wenn der akademische Nachwuchs derart kompetent sein Wissen weiterzugeben willens und in der Lage ist.

Im Windkanal vor dem Stephansdom stehend interessiert selbst mich dessen Baugeschichte nur marginal.

Merke: Ein vielfältiges, üppiges Frühstück ist nicht synonym mit einem guten Frühstück. Nach geschmacksfreien, wässrigen Rühreiern, essigsauerm Möhrensalat, zähem French Toast und weiteren morgendlichen Experimenten half nur der Rückzug auf sicheres Terrain: Butterbrötchen und Obst schmecken immer.

Die denkwürdigsten Entdeckungen sind doch immer die spontanen, unerwarteten. Die Kirche *Maria am Gestade* ganz zufällig zu entdecken und nach einem flüchtigen Blick auf die Portale sogar anzunehmen, es handle sich um eine historistische Schöpfung, ist das eine. Sich dennoch neugierig hineinzuwagen und durch einen spätgotischen Bau mit hochklassigen Altarbildern auf der Schwelle von Spätmittelalter und Neuzeit überrascht zu werden, das andere. Sich aber darüber bewusst zu werden, dass man mit dem eigenen Wissensstand nun die Werke anhand von Merkmalen und Darstellungskonventionen fast aufs Jahrzehnt genau einordnen und datieren kann, macht stolz und glücklich.

Dass es schön ist, beim eigenen Referat in der Werkbundsiedlung in Konkurrenz treten zu müssen mit einem Fünfjährigen auf seinem kleinen Fahrrad, der in unserer Besuchergruppe endlich das angemessene Publikum für seine rasanten Fahrkünste gefunden hatte. Weil sich darin abbildet, dass aus der Werkbundsiedlung mit ihren kleinen Häusern von großen Namen bis heute keine elitäre Wohngegend geworden ist. Stattdessen vermittelt sich das Bild einer lebendigen Siedlung, deren Bewohner sich die Häuser, Gärten und Wege unbefangen zu eigen gemacht haben. Eine glückhafte Entwicklung ganz im Sinne der Vorstellungen des Initiators Josef Frank.

Alle in der kurzen Zeitspanne genossenen lokaltypischen Wiener Speisen, vom Tafelspitz mit Kren übers Schnitzel bis hin zur Malakofftorte waren köstlich. Den Spitzenreiterplatz nimmt aber der karamellierte Kaiserschmarrn von der Hofkonditorei Dehmel ein. Mit wie ohne Pflaumenkompott und selbst To Go im Pappkarton konkurrenzlos.

Ein gelungener Museumsbesuch mit wenig Zeitverzug durch menschliche Bedürfnisse hängt nicht zuletzt von der Ausstattung mit sanitärer Infrastruktur und deren Zustand ab. Hier haben alle besuchten Museen noch deutlich Luft nach oben. Selbst im erst nach der Jahrtausendwende eröffneten Leopold-Museum, das neben seiner Sammlung auch architektonisch von einigem Gewicht ist, hat man offenbar mit Besuchern nicht wirklich gerechnet.

Die Entdecker-Vibes, die sich in der Albertina einstellen, wenn man in den um der Ausstattung willen besuchten Prunkräumen plötzlich fleckige Zeichnungen von Breughel und Dürer hängen sieht mit ihren hochberühmten Motiven, unsere große Freude – und der fast hämische, ungefragte Kommentar der Aufsicht „Sie wissen aber schon, dass es sich um Replika handelt? Die Originalblätter stellen wir nur alle paar Jahre aus...“ Trotzdem kamen wir uns vor, als seien wir unvermutet in den erlauchten Kreis derer aufgenommen, die für würdig befunden wurden, die Originale zu sehen.